

Caren Pott

Chico's abenteuerliche Reise

Das Buch

Felix, später Chico genannt, ist ein kleiner Malteser/Terriermischling, der von seiner Familie auf einem spanischen Autobahnparkplatz einfach zurückgelassen wird. Verzweifelt und in großer Panik sucht er den gesamten Parkplatz nach ihnen ab. Doch vergebens. Dabei war er doch nur kurz Pipi machen gegangen, wie so oft, wenn sie zusammen unterwegs waren. Auf der verzweifelten Suche nach seinen Leuten, nach stundenlangem Rennen am Autobahnrand entlang, beginnen seine Pfötchen zu brennen. Hunger, Durst und eine bleierne Müdigkeit zwingen ihn, die Autobahn zu verlassen. In einem angrenzenden Wald sucht er Schutz und ein sicheres Plätzchen zum Schlafen, auch wenn ihm diese fremde Welt und die ungewohnten Geräusche Angst bereiten. Doch er hat keine Wahl. Chico braucht dringend eine Pause, genau wie seine Pfoten. Kaum hat er es sich unter einem Busch gemütlich gemacht, sich eingerollt, um in das Land der Träume zu entschwinden, hallt plötzlich ein lauter Knall durch den Wald, gefolgt von einem wilden und aggressiven Hundegebell. Hier beginnt seine abenteuerliche, teilweise gefährliche, auf jeden Fall sehr spannende und herzzerreißende, wie verrückte Reise ans Meer, bis er von der lieben Sandrine adoptiert wird. Doch in Gibraltar begeht er einen großen Fehler, der ihn bald das Leben gekostet hätte, wäre da nicht Mr. Kenwoldt aufgetaucht.....

Aber Chico, alias Felix, alias Chouchou, überlebt den ersten Teil seines Abenteuers und tritt eine noch abenteuerlichere Reise über den Atlantik in die Karibik an.

Zurückgelassen

Chico, der eigentlich Felix heißt und in Österreich zuhause ist, ist ein kleiner Malteser/Terriermischling, den seine Familie einfach auf einem spanischen Autobahnparkplatz zurücklässt. Ihnen ist zu spät bewusst geworden, dass ein Urlaub mit Hund in Spanien viele Einschränkungen bringen kann. Darum beschlossen sie einfach, ihn gedanken- und skrupellos auf einem Parkplatz zurückzulassen, da sie hofften, dass sich jemand seiner Annehmen würde. Doch das war nicht geschehen und so rennt der arme kleine Felix verzweifelt und in großer Panik suchend den gesamten Parkplatz nach ihnen ab. Vergebens. Dabei war er doch nur kurz Pipi machen gegangen, wie immer, wenn sie zusammen unterwegs waren. Noch niemals zuvor sind sie einfach ohne ihn weitergefahren. Auf der verzweifelten Suche nach seinen Leuten, nach stundenlangem Rennen am Autobahnrand entlang, beginnen seine Pfoten zu schmerzen. Traurig, müde und hungrig begibt er sich in die fremde Welt eines angrenzenden Waldes.

Die ungewohnten Geräusche bereiten ihm große Angst. Aber er ist schrecklich müde und hat keine andere Wahl, als sich ein kleines Plätzchen zum Schlafen zu suchen. Alles ist

und riecht so fremdartig, doch er denkt, er muss endlich ein wenig schlafen. Schließlich hat er keine andere Wahl, als hier in dem dunklen Wald ein geschütztes Fleckchen zu finden, wo er ein paar Stunden Schlaf finden kann. Doch bei jedem neuen Geräusch zuckt er sofort zusammen, insbesondere, als ein kreischender Vogel dicht über seinem Kopf hinweg zieht. *Was war das?* fragt er sich. Niemals zuvor sah er je so einen großen Vogel. Verwundert schaut er dem Vogel hinterher, der sich kurze Zeit später in einer Pinie niederlässt. Noch einmal wirft er einen ängstlichen Blick auf dieses seltsame Tier, das sich jedoch nicht für ihn zu interessieren scheint. Langsam und vorsichtig setzt er seinen Weg fort, auf der Suche nach einem ruhigen Plätzchen, wo er ein wenig schlafen kann.

Kaum hat das perfekte Plätzchen gefunden, vernimmt er plötzlich aus der Ferne die Stimmen von Menschen und hört Hundengebell. Sein kleines Herzchen schlägt wie wild, als wolle es jeden Augenblick aus seinem Körper springen. Freudestrahlend rennt er so schnell ihn seine wunden Pfötchen tragen durch das fremdartige Gestrüpp, das sich immer wieder in seinem feinen Fell verfängt, ihm immer wieder einige Fellbüschel herausreißt, um zu den Menschen zu gelangen.

Vielelleicht sind es seine Leute, die nach ihm suchen, denkt er freudig. Als er sich den Stimmen nähert, ertönt plötzlich ein lauter Knall und kurz darauf vernimmt er ein schreckliches Hundengebell und Geheule. Nie zuvor hatte er solche Laute gehört. Er glaubt, dass sich irgendwelche Hunde verletzt haben, so grauenhaft und infernalisch hört es sich an. Automatisch geht er in Deckung und legt sich neben einem Haufen abgestorbener Baumzweige flach auf den Boden, die ihm etwas Deckung verschaffen. Sein Herz pocht wie wild, seine Augen sind weit geöffnet, Panik überkommt ihn und er versucht in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Denn er hört ganz deutlich Hunde, die sich auf ihn zubewegen. Sie sind bereits bedrohlich nahe und Felix, der später andere Namen erhalten wird, erkennt, dass es besser ist, nicht entdeckt zu werden. Er traut sich kaum noch zu atmen, schaut konzentriert in die Richtung, aus der diese grässlichen Geräusche kommen.

Nicht weit von seinem Versteck entfernt erkennt er jetzt ganz deutlich, wie einer der Hunde ein Tier aufhebt und es quer im Maul hält. Es ist ein ziemlich großer Vogel, der offensichtlich abgeschossen wurde. Sein Körper beginnt zu zittern, Panik ergreift ihn und er will fliehen. Aber es ist zu spät. Der Rudelführer hat bereits seine Fährte aufgenommen und ihn entdeckt. Mit fletschenden Zähnen stehen plötzlich drei Jagdhunde bedrohlich knurrend vor ihm. Blut dringt zwischen den Federn der abgeknallten Wildgans hervor und Felix kann die Blutverschmierten Reißzähne des Rudelführers sehen. Zornig, mit wild entschlossenen Augen legt der Rudelführer den Vogel langsam ab und fixiert den Fremden in ihrem Revier. Felix glaubt, dass dies jetzt sein Ende sein wird. Diese furchtbare Meute wird ihn sicher gleich in Stücke reißen. Schicksalsergeben schließt er seine Augen und wartet auf das Unvermeidliche. Doch dann fragt ihn der Rudelführer: „was machst du hier in unserem Revier?“

Felix zittert am ganzen Körper und bringt vor lauter Angst kein einziges Wort heraus. Entsetzt blickt er zu dem toten Vogel, der einfach abgeknallt wurde, was seine Panik noch vergrößert. Langsam und mit geneigten Köpfen bewegen sich die drei Jagdhunde auf ihn zu.

„Wer bist du? Wie kommst du hier her?“ will der Anführer wissen und stupst Felix mit seiner Schnauze an. Felix zuckt erneut zusammen, sein Herz scheint ihm für einen Moment den Dienst zu versagen. Er bekommt kaum noch Luft.

„Hey Kleiner, wir wollen dir nichts tun. Wer bist du und was machst du hier?“

Vorsichtig öffnet Felix seine Augen und starrt immer noch ängstlich in die Augen des Anführers, der direkt vor ihm steht. Plötzlich merkt er, dass die Anspannung der drei Hunde offenbar nachgelassen hat. Flüsternd beginnt er ihnen seine Geschichte zu erzählen.

„Du solltest nur im Dunkeln weiterziehen und am Tage irgendwo Schutz suchen“, rät der Rudelführer. „Die Menschen hier mögen keine streunenden Hunde, sie machen kurzen Prozess mit ihnen“ und dreht sich demonstrativ nach der abgeschossenen Gans um. Im nächsten Augenblick ertönt aus der Ferne ein schriller heller Pfeifton, der die Hunde den Kopf hochrecken lässt. Noch bevor Felix etwas fragen kann, dreht sich die Meute um und verschwindet mit der Beute im Maul wie der Blitz. So schnell wie sie aufgetaucht waren, so schnell waren sie auch wieder verschwunden. Noch immer total erschrocken schaut Felix der rennenden Meute hinterher. *Was für ein Albtraum*, geht es Felix durch den Kopf. Er kauert noch einen Moment in seiner Mulde und lässt das kurze Gespräch mit dem Rudelführer noch einmal Revue passieren.

Wieder und wieder gehen ihm die Worte des Anführers durch den Sinn. Sie haben ihn noch ängstlicher werden lassen. Sollte er es wirklich wagen, weiter in die Dunkelheit des schwarzen Waldes zu gehen oder gar hier zu schlafen? Wo all diese komischen fremden Geräusche ihn ängstigen? Doch dann erinnert er sich an die abgeschossene Gans und beschließt doch lieber zur Straße zurückzukehren und die Wildnis ab sofort zu meiden. Hier könnte er jetzt ohnehin keinen Schlaf mehr finden, überlegt er. Als kurze Zeit später der Lärm der Autobahn hörbar näherkommt, atmet er auf und fühlt sich sofort wieder sicherer. Eine große schwere Müdigkeit überkommt ihn schlagartig, sodass er beschließt, sich direkt neben der Autobahn unter einen kleinen Strauch zu legen. Es dauert nur einen kurzen Augenblick, als ihn die monotonen Motorengeräusche der Autos erschöpft in einen tiefen Schlaf fallen lassen.

Er träumt von seinem Zuhause in Österreich, von den saftig grünen Wiesen, durch die er immer so gerne geflitzt ist. Im Traum sieht er die Kühle, die er mit Vorliebe zu erschrecken pflegte, die weiten Kornfelder im Sommer, wo er so gerne durchgehüpft ist, besonders, wenn sein Frauchen mit anderen Frauen und deren Hunden hier unterwegs war. Wie sehr er seine Freunde vermisste. Und im Traum erlebt er wieder und wieder, wie ihn die Panik erfasst hatte, als das Auto seiner Familie plötzlich spurlos verschwunden war. *Warum um alles in der Welt haben sie das getan? Warum haben sie mich einfach zurückgelassen? Was habe ich denn falsch gemacht?*

Als er am nächsten Morgen erwacht, macht er sich sofort wieder auf den Weg. Am Rand der Autobahn entlang rennt er immer weiter und weiter, obwohl er nicht weiß, ob das alles überhaupt einen Sinn macht. Wird er seine Leute jemals wiederfinden? Doch was sollte er ohne sie tun? Wovon sollte er leben, überleben? Die schiere Verzweiflung treibt ihn vorwärts, immer weiter vorwärts. *Ich muss sie finden, ja ich muss sie einfach wiederfinden.* Die Sonne brennt erbarmungslos auf den Asphalt, so dass die Straße in der Ferne flimmt. Bereits nach wenigen Stunden beginnen Felix Füße erneut fürchterlich zu schmerzen, sie brennen, als sei er auf glühenden Kohlen gelaufen. Ihn plagt furchtbarer Hunger und durstig ist er auch. Seit zwei Tagen hatte er nichts mehr zu fressen gefunden und seit einem Tag hatte er auch nichts mehr getrunken.

Als er in der Hitze ein schönes schattiges Plätzchen entdeckt, beschließt er kurz eine Pause einzulegen. Sofort fällt er ein weiteres Mal in einen sehr tiefen Schlaf. Seine Beine

zucken und ein leises Wimmern begleitet seinen Schlaf. Er träumt, wie er weiter und weiter läuft, immer wieder nach seinen Leuten ruft. Wie ihn seine Verzweiflung beinahe an den Rand des Wahnsinns treibt. Hätte ihn ein Mensch so gesehen, derjenige würde glauben, dass Felix einen epileptischen Anfall hat, so sehr war sein kleiner Körper in Bewegung, obwohl er fest schlief.

Gegen Abend erwacht er und fühlt sich schrecklich. Noch niemals zuvor ging es ihm so schlecht. Schwerfällig und traurig verlässt er seinen Schlafplatz, um seinen Weg fortzusetzen, ohne zu wissen, wohin ihn dieser führen wird. Gegen Mitternacht erreicht er endlich einen Parkplatz, auf dem er viele Autos und Menschen sieht. Einen Moment hält er inne, um alle Geräusche zu erfassen. Seit seiner Begegnung mit den Jagdhunden ist er vorsichtiger geworden. Sehr bedachtsam nähert er sich den Menschen, die um ihre Autos herumstehen. Ein kleines Mädchen entdeckt ihn und rennt sofort auf ihn zu. Sie hockt sich auf dem Parkplatz neben einem parkenden Wagen nieder und hält Felix ihr Brötchen hin. Felix schaut dem kleinen Mädchen in die Augen und weiß sofort, von ihr geht keine Gefahr aus. Langsam geht er auf sie zu, als eine Frau angerannt kommt und das Kind in Panik hochreißt.

Die Mutter überschüttete ihre arme kleine Tochter mit einer fürchterlichen Schimpftirade, als habe sie etwas Giftiges berühren wollen. Augenblicklich beginnt die Kleine zu weinen und lässt vor Schreck ihr Brötchen fallen. Schnell schnappt Felix sich die Mahlzeit, verschwindet damit unter dem nächstgelegenen Wagen und verschlingt gierig das leckere Brötchen. Weinend schaut die Kleine Felix hinterher, sie winkt Felix zu, während die Mutter es am Arm wie eine Stoffpuppe hinter sich herzieht.

Mein Gott, sehe ich etwa so gefährlich aus? fragt er sich, angesichts der Reaktion dieser komischen Frau. Menschen sind merkwürdige Wesen. Wieso ist mir das früher nie aufgefallen? Ach, ist doch egal, denkt er und genießt das herrliche Brötchen mit Käse. Auch wenn so ein Brötchen nicht unbedingt das ist, was er gerne zu futtern gehabt hätte, es füllt die leere Kuhle in seinem Magen fürs Erste gut aus. Schließlich kann er sich den Luxus wählerisch zu sein, angesichts seiner Lage, nicht leisten. Nach dem Essen plagt ihn ein schrecklicher Durst. Wo finde ich bloß was zu trinken?

Langsam kommt er unter dem Auto hervorgekrochen, geht in die Richtung, wo viele Menschen herumstehen. Sie stehen vor einer Bar, unterhalten sich angeregt, essen und trinken etwas. Felix Magen knurrt noch immer und er wünschte sich, er würde bald noch mehr zu futtern finden. Dass eine Brötchen konnte seinen großen Hunger nicht wirklich stillen. Einige der herumstehenden Leute ziehen an diesen stinkenden Stangen, die einen fürchterlichen Rauch abgeben. Die Menschen nennen das Zigaretten. Das hat Felix immer gehasst, wenn sein Herrchen im Auto an diesen blöden Stängeln sog und der unangenehme Rauch grundsätzlich in seine Richtung wehte.

Kaum hat er sich der Bar genähert, wird er auch sogleich von einigen Kindern entdeckt, die ihn nur so mit herrlichen Streicheleinheiten bedenken. Genussvoll reckt Felix ihnen sein Köpfchen mit wedelndem Schwanz entgegen, wobei sein Schwanz einige der Kinder unbeabsichtigt kitzelt. Die Kinder kichern, haben Spaß und geben ihm alle etwas zu fressen. Felix glaubt, er sei hier wohl doch im Paradies angekommen. Doch kurze Zeit später werden die Kinder gerufen, denn ihre Eltern wollen weiterfahren. Einige der Erwachsenen streicheln ihn zum Schluss auch noch einmal und sagen: „Kleiner, nun geh' schön wieder zu deinen Leuten zurück. Wir fahren weiter. Machs gut kleiner Hund.“

Sie können ja nicht wissen, in welcher Not sich der kleine niedliche Hund gerade befindet. Sicher hätte ihn dann vielleicht der eine oder andere Hundefreund mitgenommen. Felix bleibt noch einen kleinen Moment vor der Bar sitzen. Schaut sich in aller Ruhe um. Andere Menschen kommen, andere gehen, ohne ihm Beachtung zu schenken. Natürlich glaubten die Reisenden, dass der kleine Hund entweder hierhergehört oder das seine Leute in der Nähe sind. Sie konnten ja nicht ahnen, dass der niedliche kleine Hund ganz alleine ist und verzweifelt nach seinen Leuten sucht. Nach ein paar Minuten beschließt er weiterzugehen, denn das Paradies scheint geschlossen zu sein, seit die Kinder weg sind. Er muss dringend etwas trinken, überlegt er. Seine Kehle ist fast schon staubtrocken. Plötzlich vernimmt er das Rauschen von Wasser. Und schon steht er vor dem Eingang zu den Toiletten. Sofort entdeckt er direkt vor der Eingangstür auch eine Plastikschüssel, gefüllt mit herrlich kühlem Wasser. Felix kann den Geruch anderer Hunde wahrnehmen, was bedeutet, dass diese Schüssel speziell für die reisenden Hunde hier hingestellt wurde. *Juhu, ich bin gerettet. Endlich was zu trinken. Ich bin halb verdurstet.* Felix trinkt gierig und viel. Für einen Augenblick vergisst er all seinen Kummer.

„Na mein Kleiner, du bist aber durstig. Wo sind denn deine Leute?“ fragt die Frau, die gerade aus dem Toilettenraum kommt und sich einen Moment zu Felix herunterbeugt, um ihm sein weiches Köpfchen zu streicheln. „Na, wahrscheinlich gehörst zu jemandem vom Personal hier. Pass schön auf dich auf.“

Dann geht die Frau zurück zu ihrem Wagen, nicht ohne Felix nochmals einen Handkuss zuzuwerfen. Ach könnte ich ihr doch nur erklären, dass ich alleine gelassen wurde. Sie hätte mich vielleicht mitgenommen. So ein Mist, dass ich nicht mit den Menschen sprechen kann. Sie scheint eine liebe Person zu sein. So ein verdammter Mist.

Satt, nicht mehr durstig und zufrieden sucht Felix nun wieder nach einem ruhigen Plätzchen für ein entspanntes Nickerchen. Unter einem dicken Busch, unmittelbar hinter einem Restaurant, findet er genau den Platz, wonach er gesucht hat. Ein schönes nicht einsehbares Plätzchen, ein ideales Versteck, durch das ein leichter Luftzug weht. Sogleich scharft er sich eine Kuhle, legt sich entspannt hinein und schlafst rundherum zufrieden und satt ein.

Noch immer tief schlafend, schreckt er plötzlich hoch, als ein Schwall Wasser über ihn ausgeleert wird. Wie ein Blitz schießt es ihm durch den Kopf. *Gefahr, Gefahr, nichts wie weg hier.* Als er wie ein Geschoss aus dem Gestrüpp springt, zuckt die ebenso erschrockene Putzfrau des Restaurants mit einem lauten Aufschrei zusammen. Sie hatte das Schmutzwasser wie gewohnt in den Busch geschüttet, nichts ahnend, dass dort ein kleiner müder Hund schlief, der versuchte seine Sorgen zu vergessen. Natürlich dachte Felix, man wolle ihn vertreiben und rennt wie besessen davon. Am anderen Ende des Parkplatzes findet Felix endlich unter anderen dichten Büschen ein sicheres Plätzchen. Die Nacht verläuft ruhig, sodass er am nächsten Morgen schon ganz früh seinen Weg fortsetzt, auch wenn er keine Ahnung hat, wohin ihn seine Reise führen wird.

Die Hundegang

Die Luft ist noch relativ frisch und die Sonne geht gerade erst auf. Ein leichter frischer Morgenwind weht ihm durch sein weiches Fell, was ihm seinen sonst beschwerlichen Weg

etwas erleichtert. Irgendwann überwindet er seine Ängste, verlässt den Pfad der Autobahn ein weiteres Mal. Er begibt sich ungewollt und unwissentlich auf den Weg in Richtung Meer. Unterwegs trifft er auf eine lustige Hundegang, der er sich mit großer Freude anschließt. Sie nehmen ihn sehr freundlich auf und er ist froh, endlich nicht mehr alleine zu sein. Doch plötzlich taucht wie aus dem Nichts ein weiterer Hund auf, der das freundschaftliche Verhalten der anderen Hunde wohl nicht teilen möchte.

„Ah Leute, was macht denn dieser Knirps bei euch, spielt ihr jetzt schon Babysitter?“ fragt ein entsetzter Dalmatinermischling, der wohl auch schon bessere Zeiten erlebt haben musste, so wie er aussieht, dachte Felix bei sich. Sein eines Ohr hängt schief herunter und weist eine Menge Narben und Risse auf. Sein Fell ist übersäht von Flöhen, weshalb er sich andauernd kratzen muss. Er hat überall Beulen am Körper und seine Zähne offenbaren eine hässlich braune Farbe. Die Mitte seiner Nase ziert eine breite schwarze Narbe, die er sich bei einem Kampf zugezogen haben muss. Und offensichtlich gehört dieser Raufbold zu dieser netten Bande und kommt gerade von seiner Morgentoilette zurück, überlegt Felix. Bewundernd muss Felix jedoch feststellen, dass der Dalmatinermischling gar kein Kerl ist, sondern eine Lady. Und was für eine! *Puh, vor der muss ich mich wohl in Acht nehmen*, fährt es Felix augenblicklich durch den Kopf.

„Gina, sei nicht so unfreundlich zu unserem kleinen neuen Freund. Der ist in Ordnung“, versichert ihr Fips, der allem Anschein nach viele Väter hatte, so wie er gebaut ist. Man kann leicht einen Schäferhund erkennen, aber nur am Kopf, die Beine passen mehr zu einem Hushpuppy, der Schwanz sieht aus, als habe ihn jemand abgehackt. Doch Fips versichert jedem, der es wissen will, dass er schon immer so kurz war. Fips ist alles andere als ein schöner Hund, aber ein Pfundskerl, mit dem man gut Würstchen stehlen kann, wie sich bald zeigen wird.

„Wo wollen wir mit dem Knirps hin?“ will Gina wissen.

„Keine Ahnung. Immer weiter in diese Richtung“, antwortet Fips ehrlich und zeigt mit seiner Schnauze gen Osten. Instinktiv laufen sie bereits auf ihrem jährlichen Pfad Richtung Meer. Denn Hunde haben eine Art inneren Kompass. Besonders die wilden Hunde. Sie wissen immer, wann und wo die meisten Touristen sind, wo es zu welcher Zeit genug zu Fressen gibt. Felix hat keine Wahl, als ihnen zu folgen. Er hat längst die Hoffnung aufgegeben, seine Leute wiederzufinden. Insbesondere als ihm von anderen Hunden berichtet wird, dass auch ihre Leute sie irgendwo, irgendwann einfach am Straßenrand ausgesetzt, oder schlicht vergessen haben.

„Mach dir nichts draus, das scheint in den Sommermonaten so eine Marotte der Menschen zu sein, ihre Hunde irgendwo an die Luft zu setzen. Frag mich nicht warum? Ich weiß es nicht, warum das gerade in diesem Land so ist. Zuhause haben mich meine Leute auch immer wieder mit nach Hause genommen, egal, wo wir waren. Aber hier? Keine Ahnung, warum die Menschen so was machen“, erklärte Bomber dem kleinen Neuling.

Viele Tage und Nächte verbrachte Felix bereits mit dieser Meute. Sie waren inzwischen gute Freunde geworden. Sogar Gina hatte ihn in ihr Herz geschlossen. Felix fühlte sich endlich wieder geborgen in seiner neuen Familie. Alles lief gut, bis sie eines Tages in der Nähe von Altea auf eine andere Gruppe streunender Hunde treffen. Bisher hatten sie mit solchen Begegnungen immer Glück gehabt. Klar gab es auch mal die eine oder andere Rauferei, aber irgendwann ergab sich eine Seite und jeder ging seiner Wege. Diese Gruppe schien jedoch anders zu sein. Sie suchten förmlich einen Streit, eine Rauferei, einen Kampf.

„Was wollt ihr hier. Das ist unser Revier! Verpisst euch, aber rápidamente, sonst setzt es was. Ihr habt hier nichts verloren“, bellt ihnen der Anführer entgegen. Bomber ist ja eigentlich furchteinflößend genug, möchte man meinen, das andere Hunde ihm lieber aus dem Wege gehen. Er schien auch mehr Schatten zu werfen, als es seine Größe vermuten ließ. Man sah ihm seine liebenswerte und sehr freundliche Art nicht unbedingt sofort an. Der erste Eindruck ließ einen vor Ehrfurcht eher blass werden. Und seinen Namen trug er auch zu Recht, wie Felix schnell lernte. Denn wenn er seine Zähne zeigte, ging man ihm besser aus dem Weg. Doch diese Bande ließ sich davon nicht beeindrucken.

„Mach hier keinen solchen Wind, du Sohn einer verlorenen Seele“, bellte er dem Anführer entgegen. „Mach den Weg frei, sonst lernst du mich von meiner guten Seite kennen.“

Doch der Anführer senkte stattdessen bedrohlich seinen Kopf und kam mit heftigem Knurren auf Bomber zu. Hinter ihm folgten die anderen seiner Gruppe, alle bereit, sich mit den Neuen eine heftige Beißerei zu liefern.

„Bring dich in Sicherheit Kleiner, gleich geht es los. Los, mach dass du wegkommst, versteck dich“, konnte Bomber Felix gerade noch zurufen. Dann preschte er vor und stürzte sich wie eine Kampfmaschine sogleich auf den Anführer dieser Rowdies. Und plötzlich stürzte sich jeder auf jeden und man konnte kaum noch erkennen, wer eigentlich zu wem gehört. Leider wurde Bomber bei dieser Auseinandersetzung ziemlich stark verletzt. Auch Gina trug einige Blessuren davon, aber sie kämpfte wie eine Löwin, die ihre Kinder verteidigt. Nun konnte Felix sich gut vorstellen, wie Gina wohl zu ihren vielen Narben gekommen sein musste. Einerseits bewunderte er sie für ihren Mut und ihren Kampfesgeist, aber andererseits tat sie ihm auch leid. Denn eigentlich kämpfte sie ja nur aus Selbstschutz, nur ums nackte Überleben.

Felix, der diesen viel größeren Hunden, dieser blutrünstigen Meute in der Tat nicht wirklich etwas entgegen zu setzen hatte, blieb gar nichts anderes übrig, als Bombers Rat zu folgen und sich mitten im Getümmel heimlich davonzuschleichen. Er fand Schutz hinter einem alten Bauschutthaufen. Dort traute er sich gar nicht mehr hinzuschauen. Überall floss Blut. Sein Herzchen schlug ihm bis zum Hals. Er fürchtete, seine Freunde zu verlieren. Wie sollte er dann überleben können? Wer wird ihn dann in Zukunft vor solchen Schlägertrupps beschützen? Während er noch ängstlich darüber nachdachte, was wird sein, wenn..., hörte er plötzlich seinen Namen, den jemand rief. Und nicht nur das. Er vernimmt auch klar und deutlich das jämmerliche Jaulen von Hunden. Vorsichtig hebt er den Kopf und versucht etwas zu erkennen. Ihm ist natürlich bewusst, wenn seine neuen Freunde diesen Kampf verlieren, wäre es sein sicheres Ende. Doch dann vernimmt er ganz deutlich Ginas Stimme.

„Hey Kleiner, wo bist du, wo hast du dich versteckt. Komm raus, wo immer du steckst. Es ist vorbei.“

Felix konnte gar nicht sagen, wie glücklich er in dieser Sekunde war, als er Ginas wunderbare Stimme hörte. Als er sich hinter seinem Haufen vorsichtig nach vorne wagt, sieht er keinen dieser schrecklichen Radaubrüder mehr. Sofort springt er zu ihnen, springt zuerst Gina an, leckt ihr überglücklich das Maul aus großer Dankbarkeit und dann springt er freudestrahlend einen nach dem anderen an.

„Schon gut, schon gut, du musst uns nicht gleich alle waschen, Kleiner. Wir sind eine Familie und halten zusammen. Aber wenn wir wieder auf solche Rowdies treffen, dann

machst du dich sofort vom Acker, verstanden. Solche Raufereien sind nichts für so kleine Kerle wie dich. Okay mein Freund?“

Bomber, der diese verdammten streitsüchtigen Rabauken zusammen mit Gina und den anderen tatsächlich in die Flucht schlagen konnte, war froh, dass dem kleinen Kerl nichts passiert ist.

„Man ich bin so froh, euch wiederzusehen. Ich habe schon befürchtet...“

Ihm versagte die Stimme.

„So einfach lassen wir uns nicht vom Weg abbringen“, rief Bomber Felix zu, während er seine vielen Wunden leckte.

„Oh Bomber, du hast aber ganz schön was abbekommen. Mein Gott, es tut mir so leid, dass ich euch nicht helfen konnte.“

Alle jaulten laut los vor Lachen.

„Ach Kleiner, mach dir deswegen keinen Kopf, die hätten aus dir Hackfleisch gemacht. Für solche Kämpfe musst du noch wachsen“, lachte Bomber herhaft.

Die Reviere an der Küste waren streng geteilt. Fremde wurden nicht kampflos aufgenommen. Schließlich versuchte jeder so gut es ging zu überleben. Denn in den Sommermonaten mussten sich alle ein bisschen Speck anfressen, um die mageren Wintermonate unbeschadet zu überstehen, wie Carlos, ein Boxermischling, der zu Felix Gruppe gehörte, ihm einmal erklärte.

„Du hast ja noch keinen Winter hier miterlebt. Aber ich sage dir, du musst fressen was du kriegen kannst. Der Winter wird hart werden, mein Freund.“

„Wird es sehr kalt hier, mit Schnee und so?“, wollte Felix wissen.

Carlos lachte laut los, wälzte sich vor Vergnügen über den Boden und schüttelte belustigt seinen Kopf.

„Man, du bist vielleicht lustig Kleiner. Hier fällt doch kein Schnee. Aber es wird viel kühler als im Sommer. Das Problem ist nicht das Wetter, das ist eigentlich fast immer okay. Es gibt nicht mehr genügend Touristen und damit nicht mehr genug zu fressen für alle. Also Futter in dich rein, was reinpasst. Du musst nicht auf deine Figur achten“ und wälzte sich ein weiteres Mal vor Freude über seinen Witz am Boden.

„Hab‘ verstanden Carlos“, gab Felix wie ein Großer Antwort. Überhaupt hatte Felix in den letzten Wochen sehr viel gelernt. Auch das man, insbesondere wenn man so klein ist, keine Angst zeigen darf, wenn es keine Fluchtmöglichkeit mehr gibt.

„Immer drauf kloppen, beißen, was die Zähne hergeben, wenn man dich angreift“, hatte ihm Gina eingeschärft, die es schließlich wissen musste. Sie ist eine Hündin, aber kämpft wie ein Rüde, sie ist stark und kennt scheinbar keine Furcht. Nach diesem Revierkampf in Altea rückten seine Freunde und er noch enger zusammen. Wir sind ein tolles Team, fand Felix und so war es nicht weiter verwunderlich, dass er seine Leute fast schon vergessen hatte. Er hatte schließlich eine neue wunderbare Familie gefunden, bis er eines Tages, während einer seiner Bettelzüge durch die Altstadt von Altea, auf Sandrine trifft.

Sandrine und Maurice

Felix neues Zuhause, das er endlich nach entbehrungsreichen Monaten und vielen gefährlichen Abenteuern beziehen durfte, ist eine dreizehn Meter lange Segelyacht aus Stahl, die

von seinem neuen Herrchen in jahrelanger harter Arbeit selbst gebaut wurde. Sein neues Frauchen Sandrine arbeitete als Lehrkraft an der Ecole Maternelle et Primaire Calandreta de Sète in Südfrankreich und war mit Leib und Seele Lehrerin. Sie liebte ihre Kinder in der Schule, als seien es ihre Eigenen.

Sandrine wünschte sich schon seit langer Zeit eigene Kinder, aber sie wurde einfach nicht schwanger. So sehr sie sich auch bemühten. Und so spendete sie ihre ganze Liebe den Kindern, die sie unterrichtete und die oftmals kaum Liebe oder Zuwendungen in der eigenen Familie erfuhrten. Trotzdem kam Maurice dabei nicht zu kurz, da er für Sandrine immer wie ein großer Junge war, ihr großes Kind. Maurice arbeitete auf einer Werft, dem Chantier Naval de la Plagette in Sète, wo er alte Schiffe restaurierte und jede Art von Arbeit ausführte, die Geld brachte.

Doch von Tag zu Tag wuchs langsam aber stetig, wie eine zarte Pflanze, die im Frühling mit den ersten warmen Sonnenstrahlen unaufhaltsam der Sonne entgegenstrebt, der Wunsch heran, einmal ein eigenes Boot zu besitzen. Damit wollte er zusammen mit seiner alles geliebten Sandrine um die ganze Welt segeln, über die Weltmeere zu fernen Ländern und Kulturen reisen. Unzählige Male stand er vor den Yachten, die sich in den letzten Vorbereitungen für die große Fahrt über alle Weltmeere befanden. In Gedanken träumte er das eine oder andere Mal, es sei sein Schiff, mit dem er und seine Sandrine bald in See stechen würden. Doch es blieb immer nur ein Traum. Und das machte ihn nicht nur traurig, sondern immer auch frustrierter. Deshalb wollte er endlich mit dem Bau eines eigenen Schiffes beginnen.

Sandrine hielt das natürlich immer für reine Spinnerei, einen Traum, den Maurice seit langem mit sich herumtrug. Sie ließ ihm seine Fantasie, ja, sie amüsierte sich vielmehr nur zu gerne über seine immer neuen Ideen und schmunzelte über ihren großen Jungen. Insbesondere wenn er aufgeregt von der Arbeit nach Hause kam und voller Stolz berichtete, er habe wieder ein paar Stahlplatten abstauben können. Allerdings glaubte Sandrine nicht wirklich daran, dass daraus jemals ein ganzes Schiff werden würde. Schon bald habe er genug Material zusammen, um mit dem Rumpf zu beginnen.

Sandrine schmunzelte in solchen Momenten in sich hinein, war sie sich doch ziemlich sicher, mit Maurice niemals wirklich in See zu stechen, um die Weltmeere zu bereisen. Sie freute sich einfach nur darüber, dass er wieder ein Ziel hatte, wodurch die Freude an seiner Arbeit wiederkehrte. Und außerdem konnte sie sich überhaupt nicht vorstellen, ihre Kinder nicht mehr um sich zu haben, sie nicht mehr zu unterrichten, ihnen nie mehr ihre Liebe und Zuwendung, die viele dringend benötigten, zukommen zu lassen. Nein, dieser Gedanke war ihr genauso fremd, wie alles, was sich außerhalb Frankreichs befand. Sandrine verstand gar nicht, wieso so viele Menschen ihr wunderschönes Land verlassen wollten, um in eine ungewisse Zukunft zu segeln. Hatten sie denn nicht alles auch in Frankreich?

Was erwarteten sie dort draußen in der rauen Welt, fragte sie sich immer wieder, wenn Maurice nach Hause kam und von der Verabschiedung eines weiteren Kunden berichtete. Solche Tage ließen ihn niedergeschlagen und nachdenklich nach Hause gehen. Erst mit dem festen Vorsatz, sich jetzt endgültig auch sein eigenes Schiff zu bauen, kam die Freude an seiner Arbeit schlagartig zurück. Denn das war schon lange nicht mehr so.

Über die Jahre nagte der Frust immer mehr an ihm, dass seine Kunden bereits ihre Lebensträume in die Tat umsetzen konnten. Träume, die auch er seit unendlich langer Zeit träumte. Diese Tatsache nagte unaufhaltsam an seiner Seele. Es machte ihn mehr und mehr

traurig, aber gleichzeitig auch wütend, immer nur das Werkzeug für sie zu sein, das Werkzeug, das sie ihrem Ziel näherbrachte. Dieser Vorgang ging ganz langsam, fast unmerklich vonstatten. Anfangs dachte Sandrine, seine Traurigkeit läge daran, dass sie keine eigenen Kinder hatten, da Maurice Kinder über alles liebte. Oft hatte sie die letzten Jahre darüber nachgedacht, wie sehr sich Maurice nach eigenen Kindern sehnte. Insbesondere, wenn sie sah, wie hingebungs- und liebevoll Maurice sich um die Kinder seiner Schwester kümmerte bei ihren regelmäßigen Besuchen. Wenn er dann mit ihnen am Strand herumtollte, konnte man glauben, er wäre der Vater dieser Kinder.

Doch nun schien das Interesse an seinen Kunden, deren Schiffe er ständig seetauglich machen musste, sehr stark nachzulassen. Er hatte es schlicht und einfach satt, sich wieder und wieder deren enthusiastischen Pläne und Ziele anhören zu müssen. Es begann ihn regelrecht zu nerven, ja, es machte ihn wütend. Er konnte es nicht mehr ertragen, wenn seine Kunden euphorisch über ihre Zukunftspläne und Ziele sprachen.

In solchen Momenten fühlte er sich schrecklich leer, einfach nur noch als Verlierer. Zumal ihm dadurch schmerzlich bewusst wurde, dass er selbst von seinem eigenen Lebenstraum noch Lichtjahre entfernt schien. Dann fragte er sich, ob er es wohl jemals schaffen würde, mit seiner Sandrine auch in See zu stechen und dem jetzigen Leben Adieu zu sagen. Seine Kunden hingegen waren ihren Lebensträumen schon ganz nahe.

Das ärgerte ihn so sehr, dass er jedes Mal launischer wurde. Maurice empfand das nämlich als den Gipfel der Ungerechtigkeit. Und so fasste er eines Tages mit eisernem Willen den Entschluss, jede Minute, nein, jede Sekunde seiner Freizeit einzusetzen, um sich endlich auch sein Traumschiff zu bauen. Mit der Manifestation seines Entschlusses, kam auch sofort die Freude an seiner Arbeit zurück. Denn was seine Kunden austauschen ließen, war fast immer noch hervorragendes Material, sehr gut erhaltenes brauchbares Bootszubehör, das er sich auf gar keinen Fall hätte leisten können. Und seine Kunden freuten sich mächtig, ihm damit einen Gefallen tun zu können und das alles in gute Hände kam. Nicht weggeworfen werden musste. Sandrine hatte zwar keinen blassen Schimmer, was diesen Sinneswandel bei ihrem Maurice so plötzlich auslöste. Und sie gestand sich ein, dass sie es auch gar nicht unbedingt wissen wollte. Wichtig war nur, dass Maurice wieder Spaß an seiner Arbeit fand und nicht allen Menschen in seiner Nähe mit seiner mürrischen Art auf die Nerven ging.

Sogar ihre Beziehung geriet stetig ein wenig mehr durch seine ewig schlechte Laune ins Wanken zu geraten. Immer öfter gab es Spannungen zwischen ihnen, obwohl sie sich so sehr liebten. Deshalb freute sie sich riesig, als sie von Maurices neuer Idee erfuhr, auch wenn sie selbst es nach wie vor für eine kindliche, eine spinnige Idee hielt. Sie spürte augenblicklich, wie sich ihr Mann wieder in den Maurice verwandelte, den sie so sehr liebte. Sein schelmischer Blick, als er ihr von seinem Entschluss berichtete, belustigte sie. Er war in diesem Moment wieder ihr großer Junge, der endlich ein neues Spielzeug besaß, dass ihn rundherum glücklich machte. Und das wiederum machte auch Sandrine sehr glücklich.

Drei Jahre später trug Maurice die letzten Farbanstriche an seinem eigenen Boot auf und vollendete sein Meisterstück. Schon kurz nach Baubeginn hatte Maurice sich geschworen, mit Sandrine nicht mehr über die Fortschritte seines eigenen Schiffes zu sprechen. Er wollte ihr beweisen, dass sein Wunsch, mit ihr zusammen die Welt zu umrunden, ferne Länder zu besuchen, andere Kulturen kennenzulernen, keine kindliche Spinnerei von ihm war, sondern eine unumstößliche Tatsache.

Irgendwann begriff er, dass sie ihn und seinen Traum überhaupt nicht ernst nahm. Darum beschloss er eines Tages, erst wieder mit ihr darüber zu sprechen, wenn das Boot fertig sein würde und er sie damit überraschen konnte. So nahm er sich vor, kein Wort mehr über eine Weltumsegelung oder den Bau seines Schiffes in ihrer Gegenwart über die Lippen kommen zu lassen. Je näher der Tag der Fertigstellung kam, desto nervöser und aufgeregter wurde er.

Sollte es ihm gelingen, seine Liebste für das Segeln zu begeistern, ihr eine Weltumrundung schmackhaft machen zu können, würden sie vielleicht sogar auch eines schönen Tages irgendwo auf der Welt ein paar Jahre verweilen? Er konnte sich aber auch vorstellen, falls sie ein wundervolles Fleckchen Erde finden würden, dass ihnen beiden als außerordentlich lebens- und liebenswert erschien, eventuell sogar ganz dort zu bleiben. Wer konnte das schon vorhersagen. Schließlich kamen eine Reihe seiner ehemaligen Kunden auch nie mehr nach Frankreich zurück. Schickten stattdessen Postkarten von ihren neuen traumhaften Wohnorten. Diese Karten hingen im Büro des Werftchefs, an den sie gerichtet waren. Und oft hatte Maurice davorgestanden und zu träumen begonnen.

„Wir haben uns entschieden, auf Fidschi zu bleiben“ oder „wir haben uns ein Café am Flughafen von Vanuatu gekauft und treffen hier viele nette Franzosen, die schon Jahre hier leben. Keiner von ihnen will jemals zurück nach Frankreich.“

Ein anderer Kunde berichtete, „wir haben uns hier in Neuseeland häuslich eingerichtet,“ oder wie einer seiner ersten Kunden schrieb, „meine Frau und ich haben uns in Argentinien verliebt, es ist ein traumhaftes Land, die Menschen sind so lebensfroh und freundlich, anders als bei uns. Wir wollen uns nun nach einer bezahlbaren Hazienda umsehen. Die Preise für Grundstücke hier, dass würdet ihr nicht glauben, sind so niedrig, dass man in Sète nicht einmal ein Appartement dafür bekäme.“

Diese Postkarten waren letztendlich der Auslöser für seinen Entschluss gewesen, auch die schönsten Ecken der Welt mit seiner eigenen Yacht bereisen zu wollen.

Der Ausflug

Die Sonne schien an einem azurblauen Himmel, eine leichte Brise wehte übers Meer, die Temperatur lag bei 26°C. Ein perfekter Tag also, um Sandrine zu einem kleinen Segelausflug zu überreden.

„Sandrine, ich will heute einen Ausflug mit dir machen. Nimm was Warmes mit und bitte ziehe deine Joggingschuhe an.“

„Maurice, was hast du vor? Du willst doch nicht etwa doch noch mit dem Joggen beginnen?“

„Oh nein ma Chérie, keine Sorge, das wird in diesem Leben sicherlich nicht mehr passieren. Vielleicht in meinem nächsten Leben.“

Maurice lachte und nahm seine Frau zärtlich von hinten in die Arme, schob ihre langen Haare zur Seite und küsste verliebt ihren Hals. Dann gab er Sandrine einen liebevollen Klaps auf den Po, „beeil dich Chérie, wir müssen gleich los.“

„Wo um alles in der Welt willst du hin? Wieso haben wir es so eilig?“ wollte Sandrine wissen.

„Frag nicht, beeil dich lieber. Es soll eine Überraschung sein.“

Maurice war so schrecklich aufgeregt, wie Sandrine ihn zuletzt erlebt hatte, als sie sich kennenlernten. Als er ständig voller neuer Ideen und Überraschungen übersprudelte. Oder als er sich nicht sicher war, ob er sie küssen dürfe oder ob sie ihm einen Korb verpassen würde. Oder als er sie das erste Mal ausführte und hoffte, ihren Geschmack nicht verfehlt zu haben. Das genau waren die Momente, wo Maurice mindestens so aufgeregt und nervös war, wie jetzt. Er freute sich kindlich darauf, Sandrines Gesicht zu sehen, wenn er ihr ihr neues zukünftiges Zuhause präsentieren wird.

Sie fuhren in Richtung Hafen. Sandrine dachte bei sich, dass Maurice sicher wieder eines seiner Kundenschiffe nach einer Reparatur Probe segeln müsse. Das war üblich, wenn beispielsweise wichtige technische Dinge überholt, ausgetauscht oder repariert wurden. Sicher wollte er ihr nur zeigen, wie herrlich das Segeln sein kann. Sie war sich sicher, er wolle ihr damit Appetit auf das Segeln machen, für das sie bis zu diesem Tag keinen rechten Draht hatte. Ihr Interesse galt mehr dem trockenen Element, den Stränden, den Bergen, den Landschaften.

Wasser liebte sie auch, aber nur aus der Ferne oder allenfalls einmal zum Schwimmen. Mit Begeisterung konnte sie jedoch stundenlang am Strand entlanglaufen, oder einfach nur auf der Mole sitzen und das Meer vom Land aus bewundern. Sie liebte die Stille, aber auch den Wind, das Geräusch, wenn die Wellen gegen die Mole oder Kaimauern klatschten, wenn der Wind ihre langen Haare in die Luft hob. Sie liebte den Duft von Seetang und konnte stundenlang den Seeschwalben zuschauen, wie sie elegant über dem Meer schwebten, die scheinbar lange Zeit ohne einen einzigen Flügelschlag durch die Lüfte segeln konnten. Sie bewunderte diese Vögel, wie sie sich fast schwerelos von der Thermik der Sommerwinde in die Höhe tragen ließen. Oft hatte sie darüber nachgedacht, wie es wohl sein würde, so fliegen und die Welt aus der Vogelperspektive betrachten zu können. All das liebte sie über alles.

„Maurice, jetzt sag schon, wo fahren wir hin, wozu diese Geheimniskrämerei?“

Sie erhielt keine Antwort. Maurice zwinkerte ihr stattdessen nur schelmisch zu und grinste breit. Sandrine gab auf.

„Lass dich überraschen und hör auf mich immer wieder das Gleiche zu fragen. Du wirst es früh genug erfahren. Sei nicht so ungeduldig.“

Sandrine schaute aus dem Fenster ihres alten Peugeot 404, der seine besten Jahre hinter sich hatte. Es war ein Wunder, dass diese alte Kiste überhaupt noch fuhr. Sie wurde praktisch nur noch vom Rost zusammengehalten. Wie gerne hätte sie längst ein neues Auto kaufen wollen, aber Maurice pflegte es ständig hinauszuzögern. Sie konnte ja nicht ahnen, weshalb er kein neues Auto kaufen wollte.

Als sie sich dem Hafen näherten und der Werft, auf der Maurice arbeitet, fühlte Sandrine sich innerlich bestätigt. *Also doch*, dachte sie bei sich, *er hat ein tolles Kundenschiff, dass er nach einer Überholung Probe segeln muss und er will mich so für das Segeln begeistern. Vergiss es Maurice, du wirst mich nie dazu bringen, mit dir um die Welt zu segeln. Mir wird schon schlecht, wenn ich auf einem großen Fährschiff fahre*, sprach sie im Stillen zu Maurice. Darum hatte sie immer abgelehnt, wenn Maurice mit Freunden einen Segelausflug plante. Da ging sie lieber joggen oder korrigierte die Arbeiten ihrer Schüler.

Außerdem waren Maurice Seglerfreunde allesamt Regattasegler. Und das war schon erst recht nicht ihre Welt. Für diese harten Jungs war richtiges Segeln nur, wenn man bis

auf die Haut durchnässt in den Hafen einlief. Wenn beim Segeln sozusagen schon die Füße im Meerwasser standen, wegen der extremen Schräglage, erst dann war es für sie ein geiler Segeltag gewesen. Und das war auf keinen Fall das, was Sandrine unter Segeln verstand.

Ja, die Kerle hatten recht, für sie bedeutete das Segeln ein gemütliches Kaffeesegeln, wie sie es nannten, wenn der Kaffee in der Tasse blieb, während man gemütlich unter Segeln im Cockpit saß. Wenn nur der Wind und das Rauschen des Meeres die herrliche Ruhe durchbrach, während das Schiff sich lautlos durch das Wasser schob, das hätte Sandrine schön gefunden. Aber darüber konnte Maurice, genau wie seine Segelfreunde, immer nur Witze machen. Darum behielt sie diese Gedanken für sich.

Maurice steuerte ihre alte Rostlaube an den Kai d'Accueil, dem Empfangskai vom Yachthafen in Sète und sie stiegen aus. Maurice ging direkt auf eine kleinere Stahlyacht zu, mit einem ziemlich hohen Mast, wie Sandrine fand. Der Rumpf war weiß und hatte unter dem Süllrand einen türkisfarbenen dreißig Zentimeter breiten Streifen, der von zwei schmalen schwarzen Streifen umrandet wurde. Die Yacht lag direkt am Kai d'Accueil der Werft.

„Ein schönes Schiffchen. Ist das eines deiner Kundenschiffe, dass du fertiggestellt hast?“ pirschte Sandrine sich vorsichtig an die Sache heran, denn sie beschlich plötzlich ein seltsames Gefühl. Ihr siebter Sinn meldete sich, ließ sie nachdenklich werden. In den letzten drei Jahren hatte Maurice nicht mehr von seinen Träumen, seinem Plan, ein eigenes Schiff zu bauen, gesprochen. *Er wird doch nicht etwa doch ...* fragte sie sich gerade insgeheim, als Maurice aufgeregt sagte: „Komm, ich zeig dir was.“

Voller Stolz und aufgeregt wie ein kleiner Junge, der seiner Schulfreundin heimlich seine weißen Mäuse zeigen will, die sonst noch niemand sehen durfte, zog er seine Sandrine ans Heck des Schiffes. Er hielt sie fest in seinen Armen, schaute sie mit großen hoffnungsvollen Augen an. Seine Erregung war so mächtig, dass er vor Freude am liebsten juchzend in die Luft gesprungen wäre. Am Heck las sie den in großen schwarzen Buchstaben geschriebenen Namen des Schiffes.

„SY Sandrine? Was hat das zu bedeuten?“ fragte sie überrascht, aber gleichzeitig auch nervös, da sie die Antwort bereits ahnte.

„Schatz, du bist ab sofort die stolze Eignerfrau einer Segelyacht, namens Sandrine. Sie ist so schön wie du es bist.“

Dabei strich er ihr zärtlich über ihre lange rote Löwenmähne, als hätte er sie in diesem Moment erst kennengelernt und sich in diesem Augenblick in sie verknallt.

„Darum soll sie deinen Namen tragen. SY steht im Übrigen für Segelyacht“, nur falls du das fragen wolltest.

„Das sind die beiden liebsten und schönsten Frauen, die ich kenne, mit denen ich den Rest meines Lebens verbringen möchte.“

„Das glaube ich jetzt nicht, du hast wirklich das Schiff die ganzen Jahre hindurch gebaut, ohne mir ein Wort zu sagen, du verrückter Kerl?“ dann küsst sie ihn zärtlich auf die Wange.

„Du hast dich nie wirklich dafür interessiert und da hab' ich mir gedacht, wenn es erst einmal fertig dasteht, wird sie es schon interessieren und es so lieben wie ich. Darf ich bitten, Frau Kapitänin?“

Maurice war vor ihr an Bord gegangen und reichte Sandrine seine Hand, um ihr an Bord zu helfen.

„Man, ich bin überwältigt, das ist ja ein tolles Schiff. Wie hast du das alles bezahlen können?“

„Typisch meine Sandrine, denkt sofort wieder über die Kosten nach. Aber tröste dich, die meisten Sachen sind gebraucht, vieles habe ich von meinen Kunden geschenkt bekommen, wenn sie altes Material gegen Neues ausgetauscht bekamen und einbauen ließen. Es hat weniger gekostet, als ein neues Auto. Sogar das Rigg, inklusive seiner alten Segel, die aber noch in einem Topzustand sind, hat mir ein Kunde geschenkt, der vor seiner Weltumsegelung alles erneuert und ausgetauscht haben wollte. Na, wie gefällt sie dir?“

Maurice war so schrecklich aufgeregt, dass Sandrine sich nicht traute ihm zu sagen, dass sie lieber ein neues Auto gehabt hätte, um damit schöne Ausflüge in die Berge zu machen.

„Ich bin überwältigt“, sagte sie stattdessen.

„So ma Chérie, nun machen wir die Leinen los und dann werden wir zwei einen herrlichen Tag verleben. Ich habe alles eingekauft, wir haben genug zu essen und zu trinken an Bord. Lass dich heute von mir verwöhnen.“

„Oh Maurice, du bist so süß, wenn du so verrückte Ideen hast.“

Sie nahm zärtlich seinen Kopf in beide Hände und zog ihn zu sich heran. Sie musste ihn jetzt einfach küssen, ihr großes Baby.

„Hoffentlich wird mir nicht schlecht.“

„Keine Sorge, ich habe notfalls ein Antikotzpflaster, aber auch Pillen dabei. Es kann also nichts schiefgehen.“

Maurice löste die Leinen vom Kai und dann verließen sie geruhsam den Yachthafen. Maurice hatte nicht zuviel versprochen. Ihr wurde nicht übel und es wurde ein herrlicher Tag. Ein traumhafter Tag.

„Ich hätte es niemals für möglich gehalten, wie wundervoll es auf dem Wasser sein kann, so romantisch und friedlich. Und es ist toll, wie wunderschön die Landschaft vom Meer aus aussieht“, begeisterte sich nun auch Sandrine aufrichtig. Maurice fiel ein Felsbrocken von der Seele, weil sie nicht gleich wieder an Land wollte. Auch schien sie nicht Seekrank zu werden. Innerlich jubelte er bereits. Aber das ließ er sich nicht anmerken.

„Wollen wir auf dem Schiff übernachten?“ fragte sie den überrascht schauenden Maurice plötzlich, der sein Glück über diese Frage kaum fassen konnte. Er sprang auf, riss Sandrine von der Cockpitbank zu sich hoch und küsste sie so stürmisch, als feierten sie Wiedersehen nach ein paar qualvoll getrennten Jahren.

„Maurice, du nimmst mir die Luft zum Atmen. So habe ich dich ja schon lange nicht mehr erlebt.“

Sandrine war vollkommen außer Atem, jedoch überglücklich. Es waren Ferien, womit es keinen Grund gab, nicht auf dem Boot zu übernachten. Die Nacht verbrachten sie in einer kleinen Bucht, in der Nähe von Le Grau du Roi in der Camargue, wo Sandrine ihren ersten berauschen Sonnenuntergang vom Meer aus erlebte. Sie war überwältigt. In dieser Nacht verliebte sie sich erneut in ihren Mann.

„Maurice?“ fragte Sandrine leise.

„Oui ma Chérie, was ist? Ist etwas nicht in Ordnung? Maurice war plötzlich verunsichert.

„Maurice, würdest du mich noch einmal heiraten?“

Beide lachten herhaft los und liebten sich in dieser Nacht, wie schon lange nicht mehr.

Abschied

„Wir werden dich alle sehr vermissen, aber noch mehr werden dich die Kinder vermissen. Bist du absolut sicher, dass du das Richtige tust? Eine Vollblutlehrerin wie du, ohne Schule, ohne Kinder?“

Ihre Direktorin Claudine Vermont, die auch ihre beste Freundin war, machte sich sorgen, dass Sandrine ihren Entschluss bereuen könnte. Sie konnte sich ihre Freundin einfach nicht ohne *ihre Kinder* und die Schule vorstellen.

„Ich werde euch alle auch ganz sehr vermissen. Aber es war immer schon der größte Traum von Maurice, einmal mit einem eigenen Schiff die Welt zu bereisen. Ich habe mich entschieden, alles ist verkauft, es gibt kein Zurück mehr. Aber wir bleiben ja nicht für immer. Und wenn ich doch Seekrank werde, oder es mir nicht gefallen sollte, komme ich auf jeden Fall wieder hierher zurück. Versprochen. Und natürlich bleiben wir in Kontakt.“

„Viel Glück und alles, alles Gute Sandrine, vergiss uns nicht, hörst du!“

„Wie könnte ich das? Ihr seid doch meine Familie und das wird für immer so bleiben.“

„Mast und Schotbruch ihr Lieben“, riefen ihre Freunde und Schüler ihnen hinterher, als sie den Hafen von Sète verließen. Sandrine sah, wie einige ihrer Schulkinder, aber auch ihre liebste Freundin Claudine sich mit Taschentüchern ihre Tränen abwischten und die tropfenden Nasen schnaubten. Aber auch sie selbst konnte die Tränen ihres Abschieds von ihrem gewohnten und geregelten Leben, die Tränen des Schmerzes über die Trennung von ihren Kindern und Kollegen nicht mehr länger unterdrücken.

Mit diesen Worten und einem tränenreichen Abschied, verließ Sandrine schweren Herzens ihre Kollegen und ihre letzte Klasse. Die Kinder hatten ihr zum Abschied einige wunderschöne Bilder gemalt, die sie zu einem Buch zusammengebunden hatten, als eine liebe Erinnerung an ihre letzte Klasse. Etwas traurig, aber gleichzeitig auch überglücklich saßen beide in ihrem Cockpit und steuerten die Hafenausfahrt an. Alle winkten so lange, bis sie außerhalb ihrer Sichtweite gerieten. Sie steuerten auf die Küste von Spanien zu. An der spanischen Küste, die sie noch nie bereist hatten, obwohl sie nur einen Katzensprung von Sète entfernt liegt, ließen sie fast keinen Hafen aus. Alles sollte erkundet werden. Denn schließlich war die Reise ihr Ziel.

„Ich hätte nie gedacht, wie schön das Segeln ist, wie wunderschön die Landschaft vom Meer aus anzusehen ist. Oh Maurice, das ist wirklich eine andere Welt. Aber ich habe trotzdem etwas Angst davor, diese Welt, diesen sicheren Hafen, meine Kinder, meine Kollegen, einfach alles, was mir immer so viel bedeutet hat, zu verlassen, zurückzulassen. Ich fühle mich im Moment wie eine Verräterin. Und was wird uns die Zukunft bringen? Das macht mir etwas Angst.“

„Du brauchst keine Angst zu haben. Wir werden keine unsicheren Routen befahren, versprochen. Ich bin so wahnsinnig glücklich mit dir, Sandrine!“

Er schaltete den Autopiloten ein und ging runter in die Pantry.

„Maurice, was machst du dort unten?“

„Ich bin gleich wieder bei dir, ma Chérie.“

„Voilà ma Chérie. Lass uns auf unser neues Leben anstoßen“ und reichte ihr überglücklich ein Glas Champagner, eisgekühlt natürlich. Drei Wochen Später erreichten sie die Stadt Altea. Dort hatten sie Freundschaft mit einem anderen Seglerpaar geschlossen. Die Stadt gefiel ihnen, sie bot viel Abwechslung und hatte noch eine gemütliche Atmosphäre, sodass sie beschlossen, einige Zeit zu bleiben. Zumal die Hauptsaison zu Ende war und die Liegeplatzgebühren erschwinglich.

Sie saßen gerade vor einer Tapasbar in der Altstadt, als ein kleiner weißer Hund sich neben sie setzte und nicht mehr von ihrer Seite wichen. Felix tat genau das, was seine neuen Freunde ihm beigebracht hatten. Und fressen, was reingeht, hatte Gina gesagt.

„Wer bist du denn, kleiner Mann“, fragte Sandrine, die mit dem kleinen offenbar hungrigen Hund ein paar ihrer Fleischklößchen teilte.

„Oh, du hast aber Hunger, mein Süßer, du hast wohl schon lange nichts mehr zu futtern gehabt.“

Sandrine streichelte dem Hund sein weiches Köpfchen. Felix, der diese Streicheleinheiten lange vermisst hat, streckte Sandrine seinen Kopf entgegen und begann um ihre Beine herum zu schlängeln, wie eine Katze.

„Mein Gott ist der süß“, sagte Sandrine zu Maurice, der offenbar nicht die Begeisterung seiner Frau teilen möchte.

„Du solltest den Köter nicht streicheln, wer weiß, was der für Krankheiten hat und mit Sicherheit hat er Flöhe bis zum abwinken.“

„Und wenn schon, die Hundeflöhe gehen normalerweise gar nicht auf den Menschen über und krank sieht der Kleine nun wirklich nicht aus, allenfalls etwas schmutzig und sehr hungrig.“

Da war sie wieder, die Lehrerin. Aber das störte Maurice nicht. Während die beiden sich noch unterhielten, legte der kleine Hund seine zarten Pfötchen auf Sandrines Füße und schaute sie mit seinen schwarzen Knopfaugen so lieb an, dass Sandrine nicht widerstehen konnte und nahm den kleinen Kerl auf ihren Schoss.

„Hältst du das für eine gute Idee, nachher haben wir den Köter an Bord. Der weicht dir sicherlich nicht mehr von der Stelle, wenn du ihn so behandelst.“

Da könntest du recht haben, mein Freund, dachte Felix im Stillen.

„Wäre das denn so schlimm?“ hakte Sandrine vorsichtig nach.

„Was wollen wir mit einem Hund an Bord, Sandrine. Sei doch bitte vernünftig. Wir werden verschiedene Länder bereisen und mit einem Hund darf man gar nicht überall hin. Er wird uns nur lästig werden“, insistierte Maurice vergebens.

Felix hatte längst gecheckt, dass er hier als Sieger hervorgehen wird. Sandrine hatte sich sofort in den kleinen Hund verliebt und für sie stand fest, das würde, falls er niemanden gehören sollte, was noch zu klären wäre, ab sofort ihr kleiner Hund sein.

„Ich werde ihn Chouchou taufen. Er hat genau so ein weiches Fell wie die Mon Chouchou's meiner Kinder in der Schule.“

„Du weißt doch gar nicht, ob er jemanden gehört, und er hat sicherlich schon einen Namen, auf den er hört.“

„Wenn er uns folgt, nehmen wir ihn mit und morgen gehe ich dann zum Veterinär und lasse prüfen, ob er einen Chip trägt oder ein Tattoo hat, oder ob der Vet ihn kennt“, antwortete Sandrine entschlossen.

„Ich sehe schon, ich werde hier nicht gefragt. Zwei gegen einen, da habe ich wohl kein Stimmrecht mehr.“

Maurice fasste sich ein Herz und begann auch den kleinen zukünftigen Chouchou zu streicheln. Im Grunde mochte er Tiere auch sehr. Schließlich fütterte er selbst ständig sämtliche freilaufenden Hunde auf dem Werftgelände, sehr zum Ärger seines ehemaligen Chefs, der das gar nicht gerne sah. Das hatte er Sandrine jedoch nie erzählt, da er fürchtete, sie würde sie alle sofort mit nach Hause nehmen wollen.

Felix presste zärtlich sein kleines Köpfen an Sandrines Bauch und spürte genau, wie sehr ihr das gefiel. Aber auch ihm gefiel dieses wundervolle Gefühl sehr, endlich wieder geliebt zu werden. Wie lange hatte er das schon vermisst. Nachdem feststand, dass offenbar niemand diesen kleinen Hund vermisste, bekam er sein eigenes Körbchen, zwei neue Fressnäpfe und wurde der kleine Prinz an Bord. Der örtliche Tierarzt verpasste ihm alle notwendigen Impfungen, einen Chip unter der Haut und stellte einen Impfpass aus.

Von nun an musste er sich an seinen neuen Namen gewöhnen. Aber schnell wurde ihm bewusst, wie sehr er sich nach einem richtigen Zuhause sehnte, nach einem eigenen Bettchen, immer gutem Futter, jede Menge Streicheleinheiten, die er die letzten Wochen so sehr vermisste. Und nun hatte er das große Glück gefunden. Jedoch hätte er sich zu gerne von seinen lieb gewonnen Freunden verabschieden wollen, besonders von Bomber und Gina, die er ganz sehr in sein kleines Herz geschlossen hatte. Doch er konnte keinen von ihnen in diesem Augenblick sehen.

Ein wenig wehmüdig, aber trotzdem sehr glücklich, wieder eine Menschenfamilie zu haben, ließ er sich von Sandrine auf dem Arm davontragen. Immer wieder schaute er sich nach seinen Freunden um. Vergebens. Sie waren nirgends zu sehen. *Wahrscheinlich werde ich sie nie wiedersehen. Hoffentlich machen sie sich nicht zu große Sorgen um mich*, als er plötzlich Bomber entdeckte. Sofort begann er wie wild zu strampeln und Sandrine ließ ihn vorsichtig zu Boden. Entsetzt schaute sie ihm hinterher. Sie sah, wie der kleine Hund auf einen kräftigen Rottweiermischling zulief. Ihr Herz hämmerte wie verrückt vor Angst.

„Nein Chouchou, bleib hier, er wird dich töten“, schrie sie in Panik. „Komm sofort zurück bitte.“

Maurice und Sandrine standen wie versteinert vor Schreck nur da und waren nicht in der Lage, sich zu bewegen. Sie staunten, als sich die beiden Hunde vor Freude besprangen und der große starke Hund ihren kleinen Chouchou ableckte.

„Die scheinen sich zu kennen. Siehst du Sandrine, der Kleine hat sicher ein Zuhause. Komm lass uns gehen.“

Maurice witterte seine Chance, keinen Hund an Bord nehmen zu müssen. Sandrine stand immer noch wie angewachsen an der Stelle, wo sie den kleinen Hund zu Boden gelassen hatte, als er plötzlich bellend und schwanzwedelnd zu ihr zurückkam. Sofort riss sie ihn hoch und küsste ihn wie wild. Sie konnte ihr Glück kaum fassen. Obwohl sie den kleinen Hund kaum kannte, fühlte sie genau, dass er zur ihr gehörte. Felix bellte noch einmal Bomber zu, der ihm antwortete, dann verschwand er rasch.

Noch in der gleichen Nacht fragte Gina ihre Meute, „hat jemand unseren Kleinen gesehen. Hoffentlich ist er nicht der anderen Gang in die Fänge gekommen?“

Gina, die Felix erst nicht dabeihaben wollte, vermisste ihn nun sehr und machte sich sogar seinetwegen Sorgen. Sie nahmen sich vor, gleich im Morgengrauen nach ihm zu suchen, als Bomber um die Ecke kam.

„Hey Leute, stellt euch vor, ich habe unseren Zwerp gesehen. Er hat ein neues Zuhause gefunden. Er lässt euch alle herzlich Grüßen“, sagte Bomber, der Kämpfer.

„Warum hast du ihn nicht wieder mitgebracht“, wollte Carlos wissen.

„Er wollte nicht. Er hat gesagt, er sei sehr glücklich bei seiner neuen Familie. Ich war schon traurig, als er nicht mitkommen wollte. Aber ich verstehe ihn sehr gut. Freuen wir uns doch für ihn. Er war sowieso zu klein, um den Winter gut zu überstehen.“

Diesen Tag verbrachte die Meute nachdenklich am Strand. Obwohl sie wussten, dass es für Felix so besser war, weil er für sie auch ein gewisses Risiko barg, wenn sie auf andere Hundebanden trafen, die gerne wegen des Zwergs einen Streit provozierten, vermissten ihn alle. Selbst Gina war traurig, ihren kleinen Freund wieder verloren zu haben. Allen fiel es schwer, von ihrem Zwerp für immer Abschied zu nehmen. Aber das Leben und der Kampf ums Überleben ging für sie weiter.

Einige Wochen später – eine Probefahrt

„Oh Maurice, warum musste das ausgerechnet jetzt passieren. Ich mache mir große Vorwürfe. Wäre ich bloß dortgeblieben. Was soll Chouchou nur von uns denken?“ fragte Sandrine sorgenvoll.

Maurice hatte seinen Motor überholen müssen, irgendetwas stimmte nicht damit. Als er nach einigen Stunden glaubte, den Fehler gefunden und behoben zu haben, wollte er eine kleine Probefahrt machen. Es sollte nur eine halbe Stunde dauern. Er wollte nur schauen, ob der Motor wieder unter Belastung heiß wurde. Denn, wenn sie erst einmal durch Gibraltar durch waren und auf dem Atlantik einen Motorschaden haben würden, konnte das böse enden. Er vermutete, dass der Thermostat kaputt war. Da er zufällig bei dem örtlichen Shipchandler, der für die Fischerei allerlei Ersatzteile auf Lager hielt, einen neuen Thermostaten kaufen

konnte, den er unverzüglich einbaute, wollte er nun eine kleine kurze Probefahrt machen.

Doch leider wurde mehr daraus, denn, wie sich herausstellte, war der Thermostat offensichtlich nicht schuld an der Überhitzung. Es musste etwas anderes sein. Sie ankerten zwangsläufig in einer kleinen ruhigen Bucht, unweit des Yachthafens, in dem Chouchou sich nun wieder einmal verstößen fühlte.

„Mach dir keine Sorgen. Er ist auch in Altea zurechtgekommen. Er wird sich auch dieses Mal ganz sicher durchschlagen, bis wir wieder da sind. Ich verspreche dir, wir fahren nicht ohne ihn ab, okay ma Chérie?“

Sandrine machte sich trotzdem große Vorwürfe. Sie hätten die Probefahrt nicht machen dürfen, bevor Chouchou von seinem kleinen Ausflug zurückkam, ärgerte sie sich. *Wenn wir nur ein Funkgerät hätten, um eine Nachricht an die Capitainerie geben zu können* dachte Sandrine.

„Maurice, eines steht für mich fest, wir werden nicht auf den Atlantik hinaus segeln, ohne ein Funkgerät an Bord. Ich habe gesehen, die meisten Segler haben Funkgeräte, sicher nicht ohne Grund. Wann glaubst du, werden wir zurück sein?“

„Ich glaube, ich habe den Fehler nun endgültig gefunden. Die Reparatur wird ein paar Stündchen dauern, denke ich. Wenn alles gut geht, sind wir morgen früh wieder im Hafen.“

Ich will heute im Dunkeln nicht mehr einlaufen. Die Einfahrt ist zu schmal, die Strömung ist nicht zu unterschätzen“ erklärte Maurice. Sandrine verstand zu wenig von solchen Dingen und vertraute voll und ganz auf Maurice Erfahrung.

Amanda

Chouchou war gerade von einem nur kleinen, wie er dachte, Ausflug im Yachthafen von Puerto Sotogrande zurückgekehrt, als er seine neue Familie und ihr Schiff im Yachthafen nicht mehr wiedarfand. Sotogrande mit seinem kleinen gemütlichen Yacht- und Fischereihafen, ist ein Ort an der Mittelmeerküste im Süden von Spanien. Hier wohnen hauptsächlich Leute oder Touristen, die die Ruhe suchen.

Aufgeregzt und in großer Panik läuft er durch den gesamten Hafen und sucht voller Verzweiflung nach der Segelyacht seiner Familie. Aber er kann sie nicht mehr finden, so sehr er sich auch bemüht. Stunden voller Angst läuft er immer wieder die Bootsstege auf und ab. Immer in der Hoffnung, dass sie auch nur einen kleinen Ausflug unternommen haben und bald zurück sein werden. Panik steigt in ihm hoch. Und plötzlich tauchten die Erinnerungen wieder auf, als ihn seine Leute auf dem Parkplatz einfach zurückgelassen hatten. So, als sei er ein alter verschlissener Schuh, für den man nun keine Verwendung mehr hat.

Das durfte doch wohl nicht wahr sein. Sie hatten ihn doch so sehr lieb. Wie konnten sie ihn wieder zurücklassen? Chouchou, wie Felix jetzt hieß, verstand die Menschen nicht mehr. *Komische Wesen sind das*, dachte er traurig, *komische und böse Wesen sind sie alle*. Irgendwann fällt eine große Müdigkeit über ihn her und er legt sich auf seinen gewohnten Platz auf dem Bootssteg neben einem kleinen Poller. Der Platz, an dem seit zwei Wochen die Segelyacht „Sandrine“ seiner Familie lag, mit denen er so glücklich war.

Sein Lieblingsplatz an Bord war immer vorne am Bug, wo er sich gerne auf die aufgerollten Bugleinen legte, weil es dort sehr luftig war. Aber auch der Platz vor dem Schiff auf dem Bootssteg, war eines seiner Lieblingsplätze, weil er hier das ganze Geschehen um sich herum unter Kontrolle hatte. Noch einmal wanderte sein trauriger Blick über das Wasser, in der Hoffnung, endlich die Segelyacht *Sandrine* wiederzusehen, dann schlief er erschöpft ein. Chouchou hatte sich wie eine Katze zusammengekringelt. Seine Schnauze lag auf seiner rechten Pfote und die Schwanzspitze ruhte auf seiner Nase. Er wollte die Welt und alles um sich herum am liebsten nicht mehr sehen, wollte alles vergessen.

„Mama, Mama, schau mal der kleine Hund da. Oh, ist der süüüß. Mama, der ist ja ganz alleine?“

Das kleine Mädchen schaute sich um, aber niemand schien nach dem Hund zu schauen.

„Oh Mama, der ist ja so niedlich, darf ich ihn mitnehmen, bitte Mama?“, bettelte Amanda.

„Amanda, nein, das geht doch nicht. Wir können doch nicht jeden Hund mitnehmen, den du niedlich findest. Außerdem gehört der Hund bestimmt jemanden. Schau doch nur, er trägt ein Halsband.“